

«Zeit der Einzelkämpfer ist vorbei»

Julius Kurmann, Chefarzt der Stationären Dienste der Luzerner Psychiatrie, verlässt die Institution nach 31 Jahren.

Fabienne Mühlemann

Er wählt seine Worte mit Bedacht, fügt ihnen eine Portion Humor hinzu und bringt sie dann auf den Punkt: Julius Kurmann, Chefarzt der Stationären Dienste der Luzerner Psychiatrie (Lups), ist ein Profi durch und durch. Zeit hat er momentan wenig. Bis zu seinem Abgang Ende Dezember ist noch viel zu tun, bleiben die Psychiater derzeit nämlich coronabedingt nicht von Arbeit verschont. Trotzdem hat er sich Zeit genommen und erzählt, wie er die letzten 31 Jahre in der Luzerner Psychiatrie, davon fast 25 Jahre als Chefarzt, erlebt hat.

Verändert hat sich in dieser Zeit vieles. «Die Bedürfnisse der Patienten und Patientinnen sowie deren Selbstbestimmung und deren Rechte werden mittlerweile viel mehr berücksichtigt», sagt der 61-Jährige. Die Angehörigen und das soziale Umfeld würden von Anfang an in die Behandlung mit einbezogen. «Die Zeit des Psychiaters als Einzelkämpfer ist vorbei», sagt Julius Kurmann. Als Behandlungsziele werden nicht lediglich der Rückgang der Symptome, sondern viel mehr auch die Lebensqualität in den Fokus gestellt. «Die institutionelle Psychiatrie ist grundsätzlich auch viel moderner und vernetzter geworden.»

Viel in Entstigmatisierung investiert

Die Krankheiten selbst hätten sich jedoch kaum verändert. So seien immer noch die klassischen Krankheiten wie Depression, Schizophrenie und Sucht am meisten anzutreffen. «Was es damals gab und auch in Zukunft geben wird, sind sogenannte «Hypes», in denen eine Krankheit eine Zeitlang in den Vordergrund gestellt wird», so der Luzerner. «Vor 20 Jahren war es die posttraumatische Belastungsstörung, später ADHS und jetzt Autismus-Spektrum-Störungen.»

Es sei auch nicht zu einer Zunahme an psychischen Erkrankungen gekommen. Es liessen sich heute aber mehr Personen behandeln, weil das Thema mittlerweile akzeptierter sei. «Wir haben in den letzten 20 Jahren viel in die Entstigmatisierung von psychischen Krankheiten investiert. So gab es immer wieder Kampagnen.» Doch trotzdem glaube er nach wie vor, dass eine Krankheit mit Schamgefühl verbunden ist. «Es bleibt daher noch einiges zu tun.»

Vorfall von 2017 bleibt unvergessen

Eines habe sich jedoch gar nicht verändert. Die Schicksale seiner Patienten gehen ihm auch nach 31 Jahren noch nahe. «Ich habe keine dicke Haut entwickelt. Ich brauche den Austausch mit den Teamkollegen und die Vertrautheit untereinander. Auch ein stabiles soziales Umfeld ist mir wichtig», so Kurmann. Ein Ereignis lässt ihn heute noch nicht los: das Tötungsdelikt 2017, als ein Patient in der psychiatri-



Julius Kurmann in seinem Büro bei der Luzerner Psychiatrie.

Bild: Dominik Wunderli (Luzern, 9. Dezember 2020)

schen Klinik in St. Urban seinen Zimmergenossen erschlagen hat. «Das war schon damals eine sehr belastende Situation für mich, insbesondere der Umgang mit den betroffenen Familien, die Unterstützung der Mitarbeitenden und die ganze Medienarbeit. Die Geschehnisse beschäftigen mich heute noch.»

Eine weitere schwierige Situation ist auch die aktuelle Coronapandemie. Die Luzerner Psychiatrie ist hier stark gefordert, insbesondere im ambulanten Bereich ist man sowohl im Kinder- und Jugend- wie auch im Erwachsenenbereich überlastet. Kurmann erklärt dies folgendermassen: «Beim Lockdown im März war die Bevölkerung wie erstarrt, man hielt sich gut an die Massnahmen. Und wir waren in der Psychiatrie nur wenig betroffen. Wir hatten kaum Corona-Erkrankte und konnten unser Angebot grösstenteils aufrechterhalten.»

Anstieg im stationären Bereich in Zukunft

Jetzt habe sich dies teilweise verändert. «Die Menschen sind müde, setzen sich kritischer mit den Massnahmen auseinander, fühlen sich mehr in ihrer Freiheit eingeschränkt, und der Solidaritätsgedanke wie in der ersten Welle ist gefühlt nicht mehr gleich gross.» Die steigende Anzahl Anfragen im ambulanten Bereich erklärt er an einem Beispiel. «Wenn man an einer Depression leidet, hilft ein strukturierter Alltag. Jetzt, da diese Struktur wegen der Einschränkungen entfällt, treten die Symptome hervor, und die Menschen brauchen Hilfe, weil sie

«Wir haben in den letzten 20 Jahren viel in die Entstigmatisierung von psychischen Krankheiten investiert.»

Julius Kurmann
Chefarzt der Stationären Dienste der Lups

sich destabilisiert fühlen.» Die Nachfrage im stationären Bereich bewege sich auf dem gleich hohen Level wie schon vor Corona. Kurmann geht jedoch davon aus, dass die Nachfrage steigen wird, wenn die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie spürbar werden. Dafür sei die Luzerner Psychiatrie vorbereitet. Dies nach dem Grundsatz «ambulant vor stationär».

In einem kürzlich gestarteten Vernehmlassungsverfahren über den Planungsbericht zur Psychiatrischen Versorgung im Kanton Luzern wird festgehalten,

Zur Person

Nach dem Medizinstudium an den Universitäten Fribourg und Basel wurde Julius Kurmann während seiner Assistenzzeit für das Fachgebiet Psychiatrie und Psychotherapie sensibilisiert. Im Jahr 1989 startete er als Oberarzt an der psychiatrischen Klinik Luzern. Sieben Jahre später wurde er zum Chefarzt gewählt und durfte als einer seiner ersten Amtshandlungen den Neubau der psychiatrischen Klinik in Luzern eröffnen. 2006 folgte ein weiterer Schritt in seiner Berufskarriere: Er wurde zum Chefarzt der Stationären Dienste und Mitglied der Geschäftsleitung der Lups gewählt. Als wichtige Meilensteine können unter anderem der Aufbau der Heilpädagogisch-Psychiatrischen Fachstelle, die Schaffung einer Notfall- und Triagestelle oder das Projekt Lups-ON genannt werden. (fmi)

ten, dass der stationäre Bereich nicht weiter ausgebaut werden soll – obwohl die Bettenbelegung im Kanton bei rund 98 Prozent liegt. Der Bericht sieht vor, dass in Zukunft noch mehr in den ambulanten Bereich investiert werden soll: Ein neues Kriseninterventionszentrum, zusätzliche therapeutische Experten und eine kostendeckende Leistungsabteilung für den ambulanten Bereich sollen Abhilfe schaffen. Der Bericht soll im kommenden Jahr durch den Regierungsrat dem Kantonsrat unterbreitet werden.

Wie sieht dies der Chefarzt der Stationären Dienste? «Nach einer ersten Sichtung geht der Bericht in die richtige Richtung. Es wäre falsch, wenn man prioritär den stationären Bereich ausbauen würde, man muss jetzt insbesondere die Ambulatorien stärken und deren sozialpsychiatrischen Grundversorgungsauftrag ausreichend abgelenken.» Ambulante Patienten seien einfacher behandelbar, und man könne schneller und flexibler handeln. «Viele psychische Störungen werden zu spät erkannt, daher ist es dringend notwendig, dass diese Dauer sowie die viel zu langen Wartezeiten verkürzt werden. Dies kann mit besser aufgestellten Ambulatorien oder zusätzlichen niedergelassenen Fachspezialisten erreicht werden.»

Kurmann eröffnet eigene Praxis

Kurmann kann somit einen gut aufgestellten stationären Bereich an seinen Nachfolger Lienhard Maeck übergeben. Doch er tritt noch nicht ganz von der psychiatrischen Bühne ab. «Im März werde ich in Luzern eine kleine psychiatrisch-psychotherapeutische Praxis eröffnen, in der ich auch Coaching für Führungspersonen anbieten werde.» Weiterhin werde er auf Wunsch der Luzerner Psychiatrie an der Uni Luzern im Rahmen des Joint Master Medizin unterrichten. «Doch zuerst gönne ich mir eine zweimonatige Pause. Unsere Südamerika-Reise fällt zwar ins Wasser, doch man kann ja auch in der Schweiz Schönes erleben.»